

Zeitschrift:	Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber:	Franz Otto Schmid
Band:	4 (1909-1910)
Heft:	1
Artikel:	Kultur und Fremdindustrie
Autor:	Platzhoff-Lejeune, E.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-748068

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

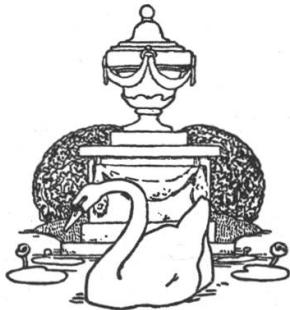
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gutes Erbe.

Bist du wie dein Vater, bist du's nicht?
 Sieh, mich plagt die Sorge, seit ich blind,
 Schmerzverzerrt leid ihr, wie mein Gesicht . . .
 Und dem Vater gleicht kein einzig' Kind.“

„Mutter, meinem Vater bin ich gleich,
 Gleich in Liebe, Lasten, Kampf und Groll!
 Doch es macht zuzeiten mehr mich reich,
 Daß ich dir im Lächeln ähneln soll . . .“

Carl Friedrich Wiegand.



Kultur und Fremdenindustrie.

Von Ed. Blažhoff-Lejeune.



ei der moralischen oder materiellen Bewertung der Fremdenindustrie — wir halten an dem Worte fest, weil es ehrlich und bezeichnend ist — besteht die Gefahr eines extremen Optimismus oder Pessimismus. Die Tatsachen entsprechen ihm nicht. Sie liefern Belege pro und contra. Zwischen unbefangen Urteilenden wird darüber leicht Übereinstimmung herrschen. Meinungsverschiedenheiten sind nur über das Mehr oder Weniger möglich, über den größeren Schaden oder Nutzen der Fremden für die Kultur eines Landes. Hier stößt man auf Gefühlswerte und andere Imponderabilien, die eine völlige Übereinstimmung unmöglich machen.

Wer wollte verkennen, welchen ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung wir den 300 Millionen verdanken, die unsere Fremden jährlich

in der Schweiz lassen? Was wären unsere Verkehrswege ohne sie? Man vergleiche doch einmal unsere sogenannten internationalen Linien nach Unterbau, Rollmaterial und Fahrplan mit einer Nebenlinie, um den ganzen Unterschied zu ermessen. Wie unbestreitbar ist auch der Nutzen, den die Berg- und Touristenbahnen einzelnen Tälern gebracht haben, dort zumal, wo die ansässigen Einwohner zu halben Taxen fahren? Welchen gewaltigen Einfluß haben die Fremden auf die Entwicklung unserer Städte gehabt! Hier freilich sind wir sofort zu einer Unterscheidung genötigt. Die Ausländerfrage im eigentlichen Sinne, d. h. die Untersuchung des Nutzens oder Schadens, den die in der Schweiz ansässige ausländische Bevölkerung dem Lande bringt, muß von der eigentlichen Fremdenfrage scharf getrennt werden, die nur die sich vorübergehend bei uns aufhaltenden Ausländer in Betracht zieht.

Bleiben wir nur bei dem um diese Jahreszeit heranrollenden und in zwei bis drei Monaten flut- und ebbartig sich gebärdenden Fremdenstrom stehen, so fallen schon vom materiellen Standpunkt Bedenken auf, denen wir nicht entgehen können. Gewiß, die Fremden haben uns bereichert. Zwar nicht alle Schichten der Bevölkerung, aber doch viele. Sie haben aber auch die sozialen Gegensätze verschärft. War der Mittelstand lange Zeit vorherrschend, wenn nicht alleinherrschend, so haben wir jetzt mehr reiche und mehr arme Leute. Wuchse der Fremdenverkehr weiter in so starkem Maße wie bisher, so würde daraus ein Unglück. Auch das Problem von Angebot und Nachfrage nimmt heute andere Formen an. Eine Zeitlang stand die Nachfrage Hotel und Sommerfrischen suchender Gäste über dem Angebot; heute mag das Ende Juli oder Anfang August auf drei oder vier Wochen noch der Fall sein. Die übrige Zeit des Jahres steht das Angebot über der Nachfrage. Sehr schnell haben wir uns überall auf die Fremden eingerichtet, sind von der Landwirtschaft und anderen Berufen her zur Fremdenindustrie übergegangen, immer in der Voraussetzung, der Fremdenverkehr bleibe nicht nur konstant, er steigere sich auch noch. Und diese Voraussetzung trifft nicht mehr völlig zu. Wir sind vom Ausland in bedenklicher Weise abhängig geworden. Eine wirtschaftliche Krise teilt sich uns schneller mit und trifft uns härter als zuvor. Ein Krieg, auch weit von unseren Grenzen weg, würde uns wirtschaftlich sehr schwer mitnehmen.

Das ist nicht das Schlimmste. Die Spekulationswut hat eingesezt. Es wird zu viel gebaut und alles geht ins Große. Die Zeiten sind unsicher und könnten von einem Tag auf den andern schlecht werden. Damit sollten wir mehr rechnen. Der schweizerische Hotelierverein geht mit Recht energisch gegen die Überproduktion im Hotelbauen vor, aber es sollte noch mehr geschehen, um Schlimmes zu verhüten. Der Amerikanismus, der hier um sich griff, ist eine ernste Gefahr.

Das Verhältnis der einheimischen Bevölkerung zu der Fremdenindustrie ist ein sehr verschiedenes. An kleinen und mittleren Orten hat sie die Sache selber in die Hand genommen. Der Gemeindepräsident und andere habliche Leute haben Hotels gebaut, ja selbst Bahnen angelegt. Einige wenige sind reich geworden, mehrere haben es zum Wohlstand gebracht, andere kommen gerade aus, wieder andere haben verloren und sind verschuldet. Von ihnen erzählt Widmer in seinem Buche „Flut“ so eindringlich. Die Zeit der von den Einheimischen im engern Sinn betriebenen Fremdenindustrie scheint vorüber. Die Kapitalien lassen sich nur noch schwer aufnehmen und geschäftliche Gewandtheit und Erfahrung, die eine Lehrzeit in abhängiger Stellung voraussetzt, ist unentbehrlicher denn je. Die Aktiengesellschaften tragen leichter das große Risiko.

An andern Orten hat die einheimische Bevölkerung indirekt von dem Fremdenverkehr großen Nutzen gehabt. Ihre Söhne und Töchter haben in den Hotels Beschäftigung gefunden. Geschäfte wurden gegründet und blühten auf. Es konnten Zimmer vermietet werden, und einzelne Gäste zogen diese Privatquartiere vor. Orte, die durch die Zahl und den Bildungsstand ihrer Bewohner schon ein mittleres Kulturniveau erreicht hatten (Städte, Bezirksorte usw.), verdanken den Fremden außerordentlich viel. Gegenden, die wie das Tessin weder vom Ackerbau, noch von der Industrie genügend leben konnten, wurden von der Fremdenindustrie seßhafter gemacht und lukrativ beschäftigt.

Wieder andere Orte, zumal im Hochgebirge, haben wenig oder keinerlei materiellen Vorteil von den Fremden. Man hat ihnen zwar eine Bahn gebaut, aber sie fährt nur sechs Monate im Jahr, ist selbst bei halben Taxen für sie zu teuer und eine Fahrstraße wäre ihnen lieber gewesen. Ihre Hütten sind zu ärmlich, um Gäste aufzunehmen, ihre Bildung und Erziehung zu rücksichtig, um ihnen in Hotels und Läden zu dienen. Die Hoteliers kommen aus dem Tal und beziehen aus der Ebene alle ihre Vorräte. Sie bringen ihr Personal mit, und auch die Verkaufsläden sind Filialen städtischer Geschäfte mit städtischem Personal. Kaum, daß man den Einwohnern Milch, Butter und Eier zu liefern erlaubt; nur für die Führer ist einiger Verdienst. Aber sonst bleibt alles beim alten, und vom September zum Juni ist das Dorf wieder so tot und arm, wie es früher war.

Die Verhältnisse sind also je nach den Gegenden total verschieden, und mit ihnen wechselt auch das Urteil über den kulturellen Wert des Fremdenverkehrs bedeutend. An einigen Orten überwiegt der Schaden, an andern der Nutzen. Dabei denken wir auch an den moralischen Schaden und Nutzen, der bisher ganz außer Betracht blieb. — Der moralische Nutzen ist offenkundig. Der Verkehr mit Ausländern erwei-

tert stets den Horizont, man sieht die Dinge von einer höheren Warte, und der Vergleich mit andern Einrichtungen, Charakteren und Sitten gibt uns erst den Maßstab zur Einschätzung der unseren in die Hand. Das Sprachstudium und die Sprachenkenntnis haben bei uns unter dem Einfluß und Druck der Fremden bedeutende Fortschritte gemacht, freilich oft nur in oberflächlicher Weise und fast immer auf Kosten des Dialekts.

Der moralischen Nachteile sind viele. Der Wechsel der Beschäftigung hat oft genug zu einer Geringsschätzung der ursprünglichen Arbeit (Ackerbau und Viehzucht, Hausindustrie) geführt und zur Geringsschätzung derer, die ihr treu geblieben sind. Der Reichtum, die Eleganz, das selbstsichere Auftreten wird für überlegene Bildung gehalten und eine Nation nach ihren bei uns umherreisenden Vertretern beurteilt, die oft so wenig typisch für sie sind. Der Gedanke, daß im Auslande alles besser und schöner sei, gewinnt Gestalt, wird durch die Erzählungen der Fremden genährt und hat oft genug die zeitweise oder dauernde Auswanderung zur Folge. Der Beruf eines Portiers oder Kellners, einer Saaltochter oder Kammerzofe scheint beneidenswerter als der eines freien Arbeiters auf dem eigenen Heimwesen im Schoße der Familie. Vom Auslande zurückgekehrt, haben die oft Entwurzelten große Mühe, sich wieder einzuleben; sie sind der Heimat und den Ihren gegenüber selbst zu Fremden geworden.

Die allzu große Rücksichtnahme auf die Fremden führt gelegentlich zu einer Servilität, die mit unwürdiger Charakterlosigkeit gleich bedeutend ist. Je nach den Wünschen der tit. Fremden wird eine Bahn geplant oder nicht geplant, ein Spielsaal oder eine katholische Kapelle gebaut oder nicht gebaut. Ihre nationalen Feste werden begeistert mitgefeiert, und die eigenen patriotischen Feiern entweder zu einer sportlichen Belustigung umgewandelt, oder, falls sie eine Spitze gegen eine anwesende Nation haben, ganz unterdrückt. Die bekannten Beerdigungen bei Nacht und der vom Hotelier wegen einer strengen Predigt gemäßregelte Kurpfarrer gehören auch hierher. Alle diese Fälle betreffen freilich nur Gebirgsorte, nicht Städte, die denn doch genug Rückgrat haben, um dem Fremdenstrom eine charakterfeste, unabhängige Bevölkerung von Einheimischen entgegenzusetzen. Dort nämlich, wo die ansässige Fremdenbevölkerung nicht schon so dominiert, daß sie die einheimische mit der Zeit zu erdrücken droht, wie denn überhaupt die von den ansässigen Fremden drohenden sittlichen und materiellen Gefahren bedeutend größer sind als der Schaden, den die fremden Passanten dem Lande zufügen.

Zwar macht die seit einigen Jahren eingeführte Wintersaison die Passanten beinahe zu permanent Anwesenden; statt vier Monate, haben wir die fremden Gäste nun sieben Monate im Hause. Einerseits

ist ja die Wintersaison sehr zu begrüßen: den durch eine allzu kurze Sommersaison schlecht rentierenden Berghotels bietet sie im Winter eine zweite Verdienstperiode. Aber man sehe doch nicht zu große Hoffnungen auf sie und sehe in ihr nicht die Rettung aus der drohenden Hotelkrise und die Kompensation einer schlechten Saison. Einmal ist die an sich schon kürzere Wintersaison, wo sie überhaupt durch gute Verbindungen und geschützte, sonnige Lage möglich ist, mit größeren Installations- und Betriebskosten verbunden. Dann pflegt die Winterkundschaft zwar in manchem anspruchsloser und sympathischer, aber auch weniger kapitalkräftig zu sein. Endlich hat sich dort, wo Winter- und Sommerkundschaft sich aus den gleichen Nationen und sozialen Schichten rekrutierte, eine Abnahme der Sommersaison gezeigt, die nachdenklich stimmen muß. So erscheint auch die Wintersaison nicht als ein ungetrübtes Glück für den Interessenten.

Alles in allem: die Beziehungen der Kultur zur Fremdenindustrie sind verweilt und selbst auf dem kleinen Gebiet eines einzigen Kantons wechselnd. Ein absprechendes Urteil über diese, das heute beliebte Inshornstoßen gegen die „Flut“ liegt uns fern; es wäre Undank und Kurzsichtigkeit. Aber die im andern Lager beliebte, selten uninteressierte, stets unkritische Begeisterung hält vor einer ruhigen und gründlichen Prüfung der Tatsachen auch nicht stand.

Die Erfahrung zeigt, daß es möglich ist, die Schäden der Fremdenindustrie auf ein Minimum herabzudrücken, ohne ihre Vorteile ernstlich zu gefährden. Mit Maß, mit Sachkenntnis und mit Würde erreicht man auch hier am ersten das Ziel. Unerfahrenheit, Spekulationswut und Servilismus sind hier wie überall verderblich. In diesen Bahnen wird sich die Zukunft bewegen, in sie wieder einlenken müssen, wenn sie moralisch wie materiell dem Lande von Segen sein soll. Auf diesem Standpunkt stehen auch die denkenden Förderer unseres Fremdenverkehrs.



Die Briefe Napoleons des Ersten.

Von Guido Zeller.

Nie Briefe, die Napoleon in seinem Leben geschrieben oder dictiert hat, schätzt man auf insgesamt 70,000. Eine Zahl, die auf den ersten Blick unglaublich erscheint und die nur dann an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn man die ungeheure Arbeitsfähigkeit, über die Napoleon verfügte, in Betracht zieht. Freilich, die Arbeitsfähigkeit allein